

Weniger obdachlosenfeindlich als gedacht

Sind Basels Strassen, Plätze und Parks so gestaltet und möbliert, dass Obdachlose möglichst abgewiesen werden? Nein, sagt eine Studie.

Benjamin Wieland

In Basel gibt es eine dreistellige Zahl an Personen ohne feste Bleibe. Gegen drei Dutzend übernachten regelmässig im Freien. Eine neue Studie zeigt: Basel ist für solche vulnerablen Menschen gar nicht so ein feindliches Pflaster, wie man vermuten könnte.

Das zumindest sagen drei Studentinnen der Berufsfachschule Gesundheit Baselland. Sabine Beythien, Tanja Gomez und Selma Hernandez liessen sich für ihre interdisziplinäre Projektarbeit mit dem Titel «Defensive Architektur in Basel» von der Frage leiten, wie die Stadt gebaut, gestaltet und möbliert ist – und zwar aus Sicht von Menschen, die ihren Alltag auf der Strasse verbringen.

Das Trio sprach für die Recherchen zur Arbeit mit Fachleuten, aber auch mit ehemals Betroffenen. Und es durchstreifte Basel, immer auf der Suche nach Beispielen für «Defensive Architektur». Die drei wurden fündig. Etwa bei der Post am Bahnhof Basel SBB, wo Stacheldraht die Fläche unter den Auffahrampfen versperrt.

Scherben, Licht, Wasser, aber auch Pflanzentöpfe

Mit «Defensiver Architektur» gemeint ist das Phänomen, dass Bahnhöfe, Bus- und Tramstationen, Parkhäuser und Sitzbänke dahin gehend konzipiert worden sind, zu verhindern, dass sich Menschen ohne Obdach, Jugendliche oder Suchterkrankte lange dort aufhalten.

Ursprünglich aus dem Englischen stammend, wurde der Begriff ab den 2010er-Jahren auch im deutschsprachigen Raum gebräuchlich – 2022 landete «Defensive Architektur» bei der Wahl des deutschen Unworts des Jahres auf Rang 3.

Ein berühmtes Beispiel für Wehrarchitektur, wie man sie auch bezeichnen kann, sind die Wartebänke der New Yorker U-Bahn. Ab den 1970er-Jahren tauchten in den Stationen Modelle auf, bei denen zwischen jedem Sitz eine Armlehne angebracht war. «Das Gute an diesen Bänken ist», zitierte das «New York Magazin» 1989 einen Sprecher der Betreibergesellschaft, «dass Menschen nicht mehr darauf schlafen können.»

Noch am nettesten von allen Grossstädten

Weniger subtil sind Zäune, Pflanzenkübel, Noppen, Stacheln oder gar eingemauerte Scherben auf potenziellen Sitz- und Liegeflächen. Auch Musikberieselung oder Bewegungsmelder, die grelles Licht oder Sprinkleranlagen aktivieren, sind dazu da, Gäste loszuwerden, die aus Sicht der Eigentümerschaft unerwünscht sind. Passender wäre es, in solchen Fällen von defensiver Infrastruktur zu sprechen.

Die drei Studentinnen fanden in Basel keine krassen Beispiele. «Obdachlose Personen werden in Basel nicht aktiv diskriminiert», lautet das Fazit der Arbeit. Man könne sogar sagen,



Ein Mann schläft auf einer Bank (Szene gestellt). Man verfolge keine Vertreibungspolitik gegen Obdachlose, heisst es seitens Basel-Stadt. Fachleute bestätigen das. Bild: K. Nars



Mit Stacheldraht versperrt: Post beim Bahnhof Basel SBB. Bild: bwi



Wer auf dieser Bank liegt, landet irgendwann auf dem Boden. Bild: niz

zitiieren die Autorinnen einen Experten, dass Basel die Grossstadt in der Schweiz sei, in welcher defensive Infrastruktur am wenigsten stark verbreitet sei. Trotzdem könne man nicht von der Hand weisen, «dass obdachlose Personen aufgrund defensiver Architektur indirekt

diskriminiert werden». Die Person, die Basel als obdachlosensfreundlichste Schweizer Grossstadt einschätzt, ist Michel Steiner. Der Gassenarbeiter ist Co-Geschäftsleiter des «Schwarzen Peter».

Der Verein berät und unterstützt unter anderem Menschen, die sich in einer schwierigen Wohnsituation befinden. Ein Indikator, wie viele Betroffene es in Basel gibt, sind die Meldeadressen, die der «Schwarze Peter» Baslerinnen und Baslern ohne festen Wohnsitz anbietet. Derzeit nehmen laut Michel Steiner gegen 330 Personen diese Dienstleistung in Anspruch.

Wer abhängt, ist nicht auch gleich obdachlos

Eine Studie von 2019 schätzte die Zahl jener gänzlich ohne oder ohne gesichertes Obdach in Basel auf über 200. Dreissig davon sind «rough sleepers»: Sie schlafen das ganze Jahr über draussen. Hinzu kommen schätzungsweise nochmals so viele Menschen aus dem Migrationsbereich. «Die Dunkelziffer ist gross», sagt Steiner. «Viele Betroffene haben zwar ein Zuhause, man kann es aber nicht als solches bezeichnen: Not-

wohnungen, Schmuddelhäuser, Grüselliegenschaften.»

Geht es um die Möblierung und Gestaltung des öffentlichen Raums, hat Steiner Lob übrig. Es gebe in Basel zwar Sitzbankmodelle, bei denen zwischen Sitzfläche und Lehne eine Lücke klaffe. «Wenn da jemand schläft, rutscht er oder sie irgendwann hinten heraus, denn die Sitzfläche ist auch noch leicht geneigt. Das ist also nicht ideal. Eine dritte und vierte Querlatte würde helfen.» Auch bei der Materialisierung gebe es Verbesserungspotenzial. «Auf einer Metall- oder Steinbank kann man sich, ausser im Sommer, nicht lange aufhalten.»

Trotzdem gehe er nicht davon aus, sagt Steiner, dass die Behörden ganz bewusst Designs und Materialien wählten, sodass sie für marginalisierte Gruppen möglichst unattraktiv seien. «Ich denke, es gibt einfach noch viel Unwissen, viel «Nicht-daran-Denken».

«Der Regierungsrat verfolgt im öffentlichen Raum keine Vertreibungspolitik», schreibt Daniel Hofer, Sprecher des Bau- und Verkehrsdepartements Basel-Stadt. «Umgekehrt gibt es aber auch keine verbindlichen

Infrastrukturvorgaben für den öffentlichen Raum spezifisch zugunsten von Obdachlosen.» Deren Vertreter und Vertreterinnen – das könne auch der «Schwarze Peter» sein – würden jedoch bei Planungen miteinbezogen, etwa im Rahmen von Mitwirkungen.

Bei anstehenden Sanierungen und Umgestaltungen analysiere man die Situation umfassend und wisse so auch, wo sich allenfalls Obdachlose aufhalten. «Es ist nicht die Absicht, in solchen Fällen den Ort möglichst unattraktiv für diese Personengruppen zu machen.» So befänden sich etwa am Claraplatz oder Centralbahnplatz auch deshalb weiterhin Sitzbänke. Zudem verzichte man bei öffentlichen Bänken in Basel «ganz bewusst auf Mittelarmlehnen, die in anderen Städten üblich sind, um das Liegen zu verhindern».

Private und Unternehmen sind restriktiver

Michel Steiner bestätigt, dass sich der «Schwarze Peter» bei Umgestaltungen einbringen konnte. So habe man erfolgreich dagegen opponiert, öffentliche Toiletten kostenpflichtig zu machen. «Das ist kontraproduktiv.

Wer sich das nicht leisten kann, verrichtet sein Geschäft dann halt im nächsten Gebüsch.»

Bei den Behörden stelle er ein wachsendes Bewusstsein für die Bedürfnisse von an den Rand Gedrängten fest, sagt Steiner. Die neu gestaltete Grünanlage «Beim Wettsteinhäuschen» sei ein gutes Beispiel: Sie sei von aussen gut einsehbar, was dem Sicherheitsgefühl diene. Die Sitzmöbel wiederum seien bequem. Weniger ausrichten könne man bei Privaten oder bei Bundesbetrieben. So sind etwa im Wartesaal im Bahnhof SBB bei jedem Sitz Armlehnen angebracht. Oder der Stacheldraht bei der Bahnhofspost. Ein laut Steiner «eher hilfloses Vorgehen».

Hinter solchen «Sperrversuchen» dürfte auch die Furcht stecken, dass man immer grössere Gruppen anziehen könnte. Und allenfalls, wenn man solche Nutzungen «offiziell» duldet, auch für Unfälle oder Ähnliches haften könnte. Die Post selber schreibt der bz, es handle sich in erster Linie um eine Präventionsmassnahme («um Littering-Probleme (illegale Abfälle) zu vermeiden»).

Ist die Durchmischung gut, fühlen sich alle wohl

Steiner sagt, das Ziel sei nicht, die ganze Stadt fit für Obdachlose zu machen. Es gehe darum, für Durchmischung zu sorgen. Zu verhindern, dass an gewissen Orten die Stimmung kippt. Weil das Verhältnis der Nutzergruppen nicht mehr stimmt.

«Wir vertreten also eher die Haltung: Hey, unsere «Homies» sind Profis im Aufenthalt im öffentlichen Raum. Wenn es ihnen an einem Ort gefällt, dann ist offenbar die Aufenthaltsqualität hoch. Und das kommt auch allen anderen Nutzergruppen zugute. Und damit der Stadt.»

«Ich denke, es gibt bei den Behörden noch viel Unwissen.»



Michel Steiner
Gassenarbeiter